



FEIERTAG

für Mitarbeiter/innen in der
Ehe-, Familien- und Lebensfragen

16. September 1999

Dokumentation

LIEBE(S)LEBEN

Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Erinnerung an den Feiertag “Liebe(s)Leben” anlässlich des 1.200jährigen Bistumsjubiläums ist keineswegs verblasst. Der ereignisreiche Tag für die aktiven und ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung und ihren Angehörigen fand seine Höhepunkte in

- der Ausstellung “799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit”
- dem Vespergottesdienst in der Kapuzinerkirche
- den Vorträgen von Frau Dr. König und Herrn Prof. Dr. Zulehner
- dem “Festlichen Abend” mit Hans Conrad Zander und der Musikgruppe “Allerleirauh”
- in den Begegnungen und Gesprächen mit den Kolleginnen und Kollegen aus der Erziehungsberatung, Suchtberatung, Schwangerschaftskonfliktberatung und Telefonseelsorge.

Zugleich müssen wir Ihnen leider mitteilen, dass Frau Dr. Dorothee König - beim Vortrag am 16.09.1999 bereits von ihrer schweren Krankheit gezeichnet - am 09. Januar 2000 im Alter von 52 Jahren verstorben ist. Ihr Vortrag im LIBORIANUM in Paderborn war ihr letzter Auftritt in der Öffentlichkeit. Als Mentorin in 2 Ausbildungskursen war sie unserem Erzbistum in besonderer Weise verbunden. Wir erinnern uns an Frau Dr. Dorothee König voller Dankbarkeit.

Abschließend möchten wir mit der Vorlage dieser Dokumentation nochmals allen herzlich danken, die durch ihre engagierte Teilnahme den Feiertag “Liebe(s)Leben” mitgeprägt und bereichert haben. Die beiden ermutigenden Vorträge können einen **Ein-druck** hinterlassen, der hilft, dem Leben neu **Aus-druck** zu geben.

Manfred Frigger

1200 Jahre Liebe(s)Leben

Professor Dr. Paul Michael Zulehner

Der Text gibt eine freie, ohne Manuskript gehaltene Rede wieder. Redaktionelle Bearbeitung: Manfred Frigger und Richard Schleyer

Meine sehr geschätzten Damen und Herren,
“Als sie anfangen, wollten sie ein Nest bauen. Als sie fertig waren, merkten sie, dass es ein Käfig war”. Ein alter polnischer Aphorismus; und diese Spannung zwischen Nest und Käfig gibt die Struktur dessen ab, was ich jetzt vortragen werde.

Auf der einen Seite steht ja eine riesige ungezähmte Sehnsucht danach sich zu verbünden, Beziehungshäuser zu bauen, gut einzurichten, in vollen Zügen zu bewohnen. Auf der anderen Seite gibt es offensichtlich eine wachsende Zahl von Herausforderungen, die es den Menschen gar nicht so leicht machen, in diesen Beziehungshäusern über längere Zeit hinweg zufrieden, in Frieden, zu leben. In jenem Frieden zu leben, den Menschen im Grunde genommen suchen. Man kann das Phänomen auch mit einem abstrakten Wort einfangen, nämlich der **Ambivalenz**. Das ist Ihnen Beraterisch ein sehr vertrautes Wort. Auf Bayerisch übersetzt heißt das: “So leid es mich freut”. Ich sage Ihnen einige Sätze zu der positiven Seite, zu der riesigen, wahrscheinlich unzählbaren Sehnsucht, die die Menschen treibt sich zu verbünden.

Leben im Shalom

Was wünschen wir dem Leben ab? Ich glaube – biblisch und außerbiblisch verbürgt - wir möchten leben, aber nicht irgendwie, sondern im Shalom.

Ein Urtraum des Menschen. Wenn man Platon liest und seinen alten Erosmythos, dann steht dort auch, dass die Ursache dieser Verbündung die Suche des Menschen nach dem Shalom, dem Ganzsein ist. Darin wird ja die bekannte Geschichte erzählt, dass die Menschen früher Kugelmenschen waren und das war das Ideal. Sie hatten vier Arme, vier Beine, zwei Gesichter, und sie wurden so mächtig, dass sie den Göttern gefährlich wurden, also wurden sie vom Zeus gespalten, die Hälften dann sozusagen abgenäht. Und die Menschen hatten nichts anderes zu tun, als die bessere Hälfte zu suchen; ich versteh zwar nie, warum das die bessere sein soll – aber man sucht sie, auch in der deutschen Sprache, die bessere Hälfte, bis heute.

Ja, die Suche, die Sehnsucht nach einem Leben im Shalom, das Runde, das Ganze suche ich auch bei mir selbst. Shalom ist zum Traumwort geworden. In allen anthropologischen Analysen, in allen Sehnsuchtsanalysen, in der Esoterik, überall, wo man hinschaut, findet man heute diese Sehnsucht nach dem Shalom. Was gehört dazu? In verschiedenen Studien fanden Gerhard Schmidtchen in Deutschland und ich in Österreich empirisch heraus, dass es eigentlich einfache, aber so elementare Dinge sind, dass wir sie jetzt Lebensheiligtümer nennen. 1979 veröffentlichte Gerhard Schmidtchen “Was den Deutschen heilig ist”. Es ist ganz wenig, fand er heraus. Wir wollen wachsen und wurzeln, uns bewegen und geborgen sein. Freiheit und Heimat haben. Aktiv sein, Macht erleben, und einen Platz haben, wo ich geborgen bin.

Und in unserer österreichischen Studie haben wir noch entdeckt, dass eine dritte Farbe dazu kommt. Nämlich: einen Namen haben und damit Individualität und Originalität. Und wo erlebe ich das? Alle Wissenschaften vom Menschen sagen: in der Begegnung. Martin Buber hat den bekannten Satz geprägt:

Alles wirkliche Leben entstammt der Begegnung.

Und umgekehrt ist Beziehungslosigkeit in der Tat tödlich für alle, verheiratet oder nicht. Für alle ist völlig gleich: es kann ein Mensch nicht blühen und gedeihen, wenn er nicht jemanden hat, – und nun beachten Sie, was es sein muss - **der ihn ansieht**. Das Experiment können Sie auf der Stelle machen. Schauen Sie ihr eigenes Gesicht jetzt an. Es geht nicht ohne Spiegel. Wir brauchen den Spiegel. Und der beste Spiegel ist der Mensch, der Mitmensch. Alles wirkliche Leben entstammt der Begegnung. Das bedeutet auch, dass wir so viel Wert darauf legen, Ansehen zu haben; Sehnsucht danach, angesehen zu werden.

Und so viele Menschen leiden darunter, dass sie unansehnlich sind. Spüren sie die Kraft der deutschen Sprache. Es ist das, was den Menschen zumindest umtreibt, dann ins Wort hineintreibt und zum Ausdruck bringt, behütet zu sein, beschützt, beschirmt, angesehen zu sein. Es sind Urwünsche, die wir Menschen haben.

Orte der Begegnung

Ich glaube, dass nicht die Ehe allein der Ort ist der Begegnung sein kann. Wir Menschen brauchen eine unglaubliche Buntheit von Begegnungen, und ich gehe davon aus, dass jeder Mensch in solchen vielfältigen Beziehungen lebt und darin etwas erlebt an Leben, Shalom, Frieden.

Ein bewährter Ort ist natürlich das, was wir traditionellerweise die Ehe nennen, der Ort der verlässlichen und stabilen Liebe. Ich erweitere den Ort der Ehe mit der Familie und habe den Eindruck, dass die “familialen Lebenswelten” für den Menschen topwichtig sind, unabhängig davon wie sie inszeniert werden. Dafür sprechen alle europäischen Wertestudien.

Brigitte und Peter L. Berger, haben in dem Buch: “In Verteidigung

der bürgerlichen Familie”, formuliert: “Wir brauchen Räume geprägt von Stabilität und Liebe.” Wir brauchen diese Räume um so mehr, je mobiler, zerzauster, flüchtiger die Kultur insgesamt ist. Und so verstehen wir, dass alle Prognosen der 70-iger Jahre falsch waren, die gesagt haben, dass es mit der Familie zu Ende geht, wir am Schluss nur noch freie Solisten sein werden, dass wir uns unendlich vergnügen. Alles andere ist eingetreten.

Alle sagen, wir brauchen ein Haus, ein Dach über der Seele, ein Obdach der Seele - und anders kannst du nicht in Frieden leben.

Ich behaupte, dass die Leiden, mit denen Menschen in der Beratung auftauchen, genau mit der Beschädigung dieser Ursehnsüchte zu tun haben.

Um wieder auf die Seite des Lebens zu kommen, erwarten die Menschen in der Beratung eine Lebenshilfe in all diesen verschiedenen Facetten und Farben. Diese Sehnsucht will in der jeweiligen Kultur gelebt werden, im Mittelalter genauso wie heute; und das war zu allen Zeiten eine jeweils originelle Herausforderung.

Herausforderungen für das Liebe(s)Leben

Wo sind die Herausforderungen auf dieser Liebesreise durch das Leben? Bei einer Reise ist immer die Gefahr mit im Spiel. Die Gefahren des Liebeslebens sind: dass das Liebe(s)Leben nicht gut geht und das aufgebaute Beziehungshaus eines Tages unwohnlich wird. Das ist vielleicht eine der größten Herausforderungen – im Gegensatz zu früher - dass es heute nicht mehr ausreicht, ein fertiges Beziehungshaus zu bewohnen, dessen Einrichtung man der Kirche, Kultur und Gesellschaft verdankte. Wahrscheinlich sind Beziehungen heute eine lebenslange

Baustelle. Und wenn man dauernd baut, wird das Haus eines Tages nicht mehr bewohnbar. Ich erinnere mich an eine Frau die sagte: “Jetzt bin ich geschieden und dabei habe ich gar nichts getan!” Spontan antwortete ich: “Das wird’s gewesen sein!”

Diese Aussage war in diesem Moment vielleicht nicht hilfreich für die Frau, aber im Grunde genommen liegt es doch nahe, ihre eigene Wortwahl spontan aufzugreifen. Was sind weitere Herausforderungen?

Liebe als Verlust der Freiheit

Ich möchte das mit einem kleinen Schmankerl verdeutlichen. “In einer Tugendschule der Christen”, 1720 in Prag erschienen und von einem Pater verfasst, heißt es “von der Heyrath”:

“Die Heyrath ist das erste was ein Mensch tut, welcher sozusagen sich selbst auf die Seite setzend, sich in ein gemeinschaftliches Leben einläßt. Sobald er in solche Gemeinschaft des Gemüts und Leibs tritt, welche bis an sein Ende dauren soll, so ist er nicht mehr allein Herr über sich und verlieret seine Freiheit solange er lebet. Es scheint ein überaus harter Kontrakt zu sein, weil die Ehe durch Zurückziehung der Einwilligung oder unter dem Vorwand, dass man hintergangen worden, nicht aufgehoben werden kann. Gewisslich, es ist ein sehr nachteiliger Tausch, wenn man die Herrschaft über die eigene Person abtritt, um für ein schwaches Weibsbild zu sorgen, und sich einem solchen Gemüt anvertraut, dessen wahre Eigenschaft die Unbeständigkeit ist, mithin keine andere als nur gezwungene Zuneigung erwarten kann.”

Nun dieser sehr unbekömmliche, unspirituelle Satz eines Paters hat natürlich dann in den späten 60-iger Jahren unseres Jahrhunderts ohne direkten Zusammenhang zu Reaktionen geführt. “Man verlieret seine

Freiheit, solange man lebet". Und das wurde den 68-igern natürlich das zentrale Thema und hat auch massiv die Kultur der Ehe betroffen. Man wünschte, alles, was unfrei macht, aus dem Leben rauszuschaffen. Und das Ziel war eindeutig, bis in die Publikationen hinein, **die freie Liebe**. Die Buchtitel allein waren schon bezeichnend: "Die Ehe, das Grab der Liebe" oder von Kathrin Perutz: "Die verdammte Ehe"- also man konnte eigentlich erwarten, dass nichts schlimmer für die Liebe war, als zu heiraten.

Das Ziel war die Befreiung der Liebe, die Befreiung der Liebe hieß auch, sie zu endinstitutionalisieren. Institution heißt, da gibt es ein Set von Spielregeln für den einzelnen, die vorgefunden werden; was sie, was er macht, wer arbeitet, wie das in der Ehe läuft, wie das mit den Kindern ist. Welche Spielregeln hier gelten, war die längste Zeit in unserer europäischen Kultur vorgegeben. Und nun sagen die Leute, das muss in die Freiheit der Liebenden zurück. Man hielt es für absurd, um der Liebe willen zu heiraten. Das hatte bei den 68-igern begonnen und ist heute Normalkultur bei ihren Kindern geworden. Sie selbst hätten es vielleicht auch gerne gemacht, aber hierzulande ging das vielleicht noch nicht. Ich las im roten maoistischen Schülerbüchlein: "Halte dich nicht an die repressiven Normen der Kirche, sondern nütze die Gelegenheit zu sexueller Begegnung, wann sie sich dir bietet". Das waren also damals schon die Anweisungen zur Mc-Donalds-Sexualität. Im Grunde genommen war die Endinstitutionalisierung das Ziel, aber eröffnet wurde ein Feld für grundsätzliche Freiheit, für Handlungsfähigkeit.

Frage: Waren die Menschen auch handlungsfähig? Wir hatten lange Zeit immer gedacht, dass man, wenn man Repressionen abschüttelt, freier wird allein durch das Abschütteln. Das erweist sich zunehmend als ein Irrtum. Was wir heute vor uns haben, sind vielleicht Menschen, die zwar

rundum frei sind, also tun können, was sie wollen. Dann aber lese ich in Jugendstudien: das große Problem der Jugendlichen ist nicht, einen Sexualpartner zu finden, wohl aber einen verlässlichen, einen mit dem man leben kann, womöglich einen Mann mit dem man auch reden kann, der auch noch Gefühle hat und nicht nur Strategie ist. Freiheit ist immer Anspruch und stellt vor neue Herausforderungen.

Gelingende Liebe

Der Anspruch auf das Gelingen ist gestiegen, und einige Ansprüche kann man schon heute nennen, die ganz neue Themen in der Eheforschung geworden sind. Welche subjektive Voraussetzungen braucht so ein Paar? Die sind heute gewaltig im Vergleich zu früher. Und man muss auch sagen: Wenn viele Menschen mit diesen Herausforderungen nicht fertig werden, sind diese Menschen nicht unbedingt schlechter als früher; aber sie haben's in der Sache schwerer. Ich nenne ein Beispiel: Wie ist das eigentlich mit dem entwickelten Selbst, dem Auf-eigenen-Füßen-stehen-können bei Männer und Frauen? Die Bibel würde jetzt– ein bisschen salopp formuliert zu sagen raten: wie kann denn einer selbstlos sein, wenn er kein Selbst hat, das er los sein kann?

Die Kulturdiagnosen sagen allesamt, das Schwierigste, was heute sich entwickeln kann, ist ein starkes Ich, ein autonomes Ich, ein widerstandsfähiges Ich, ein kämpferisches Ich, eines, das nicht nur mit Autoritäten nach draußen streitet, sondern vielleicht auch mit den eigenen Triebschüben kulturvoll fertig wird, eben nicht manichäisch, sondern kämpferisch kulturvoll. Man sagt, dass das derzeitige Familiensystem nicht unbedingt diese Ichstärke und Daseinskompetenz fördert. Ich will an einem Beispiel deutlich machen, dass die Voraussetzungen für die

Ehe in Freiheit heute größer sind, als wenn Sie im Grunde genommen in eine Ehe hineingestellt werden wie ein burgenländisches Paar, mit dem ich unlängst sprach. Sie waren 100 Jahre alt geworden und ich fragte sie, wie sie sich kennen gelernt haben. Was für eine Frage, sagen die beiden, ich habe meinen Mann, ich habe meine Frau zum ersten Mal in der Kirche gesehen. Auch das gibt es bei uns noch, aber es ist nicht mehr der Normalfall. Die beiden mussten nicht lange nachdenken, wie ihre Sexualkultur aussieht. Was sie vor der Ehe schon tun und nach der Ehe, sind alles absurde Fragen für diese Generation gewesen. Es begann mit der Heirat und dann steht im Musical Anatevka: "Unsere Mütter, unsere Väter sagten, Liebe kommt erst später."

Partnerschaftliche Kultur

Die Herausforderung durch die freie Liebe wird jetzt noch verschärft durch einen dramatischen Wandel im Selbstbild Geschlechter. Die Frauen beanspruchen heute mehr, als die Fußnote in der Lebensgeschichte eines Ehemannes zu sein. Ich habe noch ein anderes Bild, das noch unbarmherziger ist, nämlich Blindarm im Gedärm des Mannes. Virginia Wolf hatte schon Recht, wenn sie forderte: "a room for my own".

Ich glaube, dass auch das einer der treibenden Gründe ist, warum Frauen neben der Familienarbeit, die sie durchaus gekonnt und viel besser als wir Männer leisten, auch eine eigene Erwerbstätigkeit wahrnehmen wollen. Nicht, weil die außerhäusige Erwerbstätigkeit so unendlich viel schöner ist als wenn man – wie unsere Feministinnen bei uns in Österreich sagen - am Herd ist, sondern weil man finanziell unabhängig sein will. Frauen, die berufstätig sind, sind nicht mehr so leicht ökonomisch erpreßbar. Das ist im Grunde eine gute Ausgangslage für die heutige partnerschaftliche

Kultur, weil sie mehr Druck auf das Aushandeln legt.

Frauen wünschen andere Männer.

Deutschland hat diese anderen Männer nur in begrenzter Zahl zur Verfügung. An sich war von der Perspektive her unsere Studie “Männer im Aufbruch” eine Hoffnungsstudie, insofern, als wir entdeckt haben, dass es neben den wirklich hartgesottenen traditionellen Männern auch solche gibt, die unsicher sind – die sind sozusagen das beste Bildungsobjekt für die katholische Erwachsenenbildung - und dann andere, die sehr pragmatisch sind und schließlich einige, die sich auf den Weg gemacht haben, ein neues Männerselbstbild zu entwickeln. Nur müssen wir festhalten - vor allem im Osten Deutschlands - , dass Frauen auf diesem Weg der Redefinition ihres eigenen Selbstbildes ungefähr 30 Jahre voraus sind. Es wird eine spannende Zeit werden in den nächsten Jahren. In der Beratung sollte man dieses Thema gut und aufmerksam studieren, um uns in der Theoriebildung wieder etwas zurück geben zu können. Ich glaube, dass diese Spannungen, die auch aus den unterschiedlichen Selbstbildern zwischen Männern und Frauen erwachsen, eine gewaltige Herausforderung für das gemeinsame Wohnen in einem gemeinsamen Beziehungshaus sind.

Gefährdungen für Paare und Familien

Wenn die Liebe und die Ehe so sehr eine Leistung autonomer Personen geworden ist und wenn es stimmt, dass seit dem Mittelalter schon die Liebe als emotionales Phänomen so stark in den Vordergrund getreten ist, dann ist nichts so labil wie eine auf emotionale Zweierbeziehung gegründete Partnerschaft. Das ist der erwartbare Normalfall, das macht dieses Projekt so spannend. Wie kann man mit einem solchen Traumbild in lebenslanger Verlässlichkeit leben, wenn man auf einem so schwachen

Fundament ruht. Ich habe Verständnis, dass es viele nicht schaffen. Wir müssen in unserer Kultur mehr beachten, was Paare zusammenhält. Jürg Willi hat das in seinen ganz progressiven Forschungsprojekten intensiv erarbeitet. Es würde sich lohnen, diese positive Seite zu studieren, weil ein Großteil der Partner durchaus relativ lange zusammen bleibt.

Aber was ist, wenn jemand auszieht aus einem Beziehungshaus? Ich möchte dazu in wenigen Sätze ein bisschen gegen den Strich bürsten, weil wir in meinen Augen es zu sehr als selbstverständlich annehmen, dass man rasch wieder jemanden sucht und findet oder wieder heiratet. Ich hab das auch lange als positiv angesehen in meiner sozusagen barmherzigen Pastoraltheologie, wo man glaubt, man muss den Leuten so weit entgegen kommen, bis einem nichts mehr entgegen kommt. Dann aber fiel mir ein Buch in die Hände von Stephen M. Johnson, Scheidungsberater, ein amerikanisches Taschenbuch. "Wege vom Wir zum Ich, nach der Trennung wieder glücklich". Johnson ist überhaupt kein Freund der Kirche, schreibt aber deutlich, dass zur Zeit nach Scheidungen unendlich viele Chancen vertan werden durch rasche Wiederheirat. Das ist eine Hypothese, die mich sehr nachdenklich stimmte, weil sie besagt, dass möglicherweise viele auch scheitern, weil sie nie gelernt haben, allein zu leben. Hätten sie das gelernt, hätten sie auch vielmehr aus der eigenen Person sprießende Zufriedenheit und würden nicht dauernd den Anderen abmelken, also das Glück vom Anderen zu erwarten. Und ob nicht Menschen, die schon in der eigenen Person ein relativ hohes Maß an Zufriedenheit entwickeln, nicht auch dann schöpferischer und freier auch in einer sehr nahen räumlichen und emotionalen Beziehung leben können.

Eine weitere Herausforderung massivster Art kommt in Zukunft nicht nur, weil die Paare eine unglaubliche Alltagsüberlastung erleben in

Bezug auf die wenigen Kinder, die sie haben. Mir sagen Paare, dass, wer heute Vater oder Mutter ist, wirklich kleinunternehmerisch rund um die Uhr gefordert ist und das schwer auf den Eltern lastet. Ich möchte dieses Thema nicht weiter verfolgen, obwohl ich glaube, dass wir künftig überhaupt gesellschaftspolitisch es einmal riskieren sollten, Familie vom Kind her zu rekonstruieren als Lebensraum für Kinder. Das würde sich auch gesellschaftspolitisch freier machen, wenn wir zu einem anderen Familienbegriff gelangen, jene Verbände, wo Kinder groß werden, Familie nennen und für alle anderen Verbindungen zwischen Pfarrer und Pfarrhaushälterinnen, Schwulen, Lesben dann einen anderen Begriff und auch andere rechtliche Regelungen finden. Es würde uns gesellschaftspolitisch entlasten, solche Unterscheidungen zu treffen.

Lebensdienliche Herausforderungen

Was ich hier anfügen möchte, ist die, auch gesellschaftspolitisch hochbrisante Aufgabe, die nicht von den Kindern auf die Paare zukommt, sondern von den Alten. Drei Viertel der Menschen in Österreich möchten zu Hause, daheim alt werden und sterben, im Kreis derer, mit denen sie in Liebe verbunden waren. Das geschieht in ländlichen Bereichen immer noch zu 50 bis 60 Prozent, aber die Zahl sinkt rasant. Dazu kommt, dass dieses Aufnehmen der alten Generation eine massive Belastung zumal für berufstätige Frauen darstellt, denen das meist immer noch zugeschoben wird. Kardinal Martini forderte in einem Symposium der europäischen Bischofskonferenzen 1989 schon, dass wir einen neuen Generationenvertrag brauchen. "So wie die Eltern die Kinder zur Welt bringen, müssen künftig die Kinder die Eltern aus der Welt begleiten *können*."

Das ist ein gewaltiges sozialpolitisches und familienpolitisches Projekt. Aus der Welt daheim begleiten können, die ganze Hospizarbeit, die ambulante Krankenpflege geht in diese Richtung. Nur wer versucht das auch? Als ich in einer ministeriellen Arbeitsgruppe davon sprach, sagte der Vorsitzende: "Herr Professor, wie stellen sie sich das vor, ich als Ministerialrat soll meine alte Mutter daheim pflegen?" Dann war Stille. In diese Verlegenheit hinein meldete sich ein Arzt zu Wort, der selbst Hospizarbeit aufgebaut hat: "Wissen Sie, Herr Ministerialrat, am Ende ihres Lebens werden sie sagen, es wäre doch hätte besser gewesen, ich hätte daheim meine Mutter gepflegt."

Ich finde, das wäre ein hochinteressantes Projekt, zu fragen, was ist uns eigentlich heute etwas wert? Ich habe den Verdacht, dass, wer Panzer und Mikrochips produziert und bedient, weit wichtiger ist, als der, der lebensdienliche Arbeit leistet. Und ich erkläre mir übrigens auf diese Weise, warum in unseren reichen Gesellschaften, die schon so partnerschaftlich sind, Frauen unterm Strich – nicht nur bei gleicher Arbeit, sondern generell - weniger verdienen als Männer. Warum? Weil bei den Frauen die lebensdienlichen Aufgaben angesiedelt sind. Bezahlt oder schlecht bezahlt oder gar nicht bezahlt. Familienarbeit - nicht bezahlt; wenn Sie heute Krankenschwester sind, sind Sie miserabel bezahlt, wenn Sie in der Grundschule arbeiten, sind Sie auch schlecht bezahlt, wenn Sie Alte pflegen, in der Hospizarbeit tätig sind - fast nur Frauenberufe.

Ich habe den Eindruck, dass wir eine Zweiteilung der Gesellschaft haben, die Frauen sind lebensdienlich und die Männer machen eine Kultur des Todes und des Tötens. Ich sehe mit Grauen die Bilder aus dem Kosovo. Wenn Sie sie noch einmal in Erinnerung rufen, werden Sie das bestätigt finden, Männer unter Waffen, Männer in den Massengräbern, auf der

Seite des Todes. Alles was dem Leben dient, die Alten, die Kinder, die Frauen, auf der Flucht. Ist das letztlich unsere Gesellschaft? Ist nicht das Kernproblem unserer Gesellschaft, dass wir eine Zivilisation des Todes sind statt des Lebens? Als Frage zur Analyse würde ich diese These durchaus zulassen. Es ist eine Herausforderung an das familiale System und besonders wieder an die Männer in den Familien. Es kann nicht sein, dass wir diese lebensdienliche Herausforderung wieder verweiblichen, oder weiblich lassen, weil wir vielmehr fragen müssen, wie der Arbeitsplatz eines Mannes erhalten werden kann, wenn er seine alte Mutter oder den alten Vater pflegen geht, um dann wieder in den Beruf zurückzukehren. Was wir hier sozialpolitisch fordern werden in Zukunft, ist das, was wir in Österreich Karenzzeit für die Pflege von Sterbenden und alten Angehörigen nennen. Hier kann man das Wort von den Kindern nicht so einfach übertragen auf die Alten, weil Erziehungsurlaub nicht passt, aber sie müssen Pflegeurlaub erhalten – obwohl ich bis heute nicht weiß, was da Urlaub sein soll.

Dynamik der Religion - Liebe

Die größte Herausforderung für die Liebe kommt m.E. auf einer religiösen Ebene auf uns zu. Ich sage das so ungeschützt, weil diese Dimension zunächst von der familiensoziologischen Forschung fahrlässig übergangen und übersehen worden ist, überhaupt das Thema der Religion vernachlässigt worden war in den letzten Jahren, weil wir gedacht haben, Religion sei ein Auslaufmodell menschlicher Existenz. Wir konnten in der Säkularität, wo wir am Schluss alles selber leisten und meistern, nicht die letzten Lücken schließen, aus denen wir Gott vertreiben. Wir hatten uns eigentlich darauf eingestellt, dass moderne Gesellschaften

Gott - freie - Gesellschaften sind. Und der Osten dieses Landes ist ja ein Musterbeispiel von ausgetriebenem Gott. Den können sie mit der Laterne suchen und werden ihn vielleicht bei 5 bis 6 Prozent noch antreffen. Aber, und das ist die spannende Sache, mit Gott wurde auch die Hoffnung über den Tod hinaus abgeschafft. Das beunruhigt in unserem Zusammenhang weit mehr. Wir Heutigen leben im Vergleich zu den früheren Generationen zwar länger, aber insgesamt kürzer. Denn früher lebten die Leute 30 plus ewig und wir nur noch 90. Dazu fand ich ein Buch der Wiesbadener Pädagogin und Soziologin Marianne Gronemeyer, ein Econ Taschenbuch, eine absolut heiße Lektüre zu diesem Thema. Marianne Gronemeyers Büchlein heißt: "Das Leben als letzte Gelegenheit". Und nun schauen sie ihr Leben an und fragen ob das stimmt. Die Koordinaten sind sehr einfach. Die positive Seite heißt, und das ist uralt, schon mehr als 1200 Jahre, was Sie im Bistum Paderborn in Ihrem Jubiläumsjahr ja auch heute eindrucksvoll feiern, dass wir nach Glück aus sind, nach der *Eutamonia* hätten die Griechen gesagt, nach der *Beatitudo* die Lateiner. Ich glaube, das ist der tiefe Traum des Menschen, der nach dem geglückten Leben im Shalom. Das ist geblieben. Wir fügen nur noch hinzu, dass wir es auch leidfrei haben möchten. Das klingt verdammt verräterisch. Wenn ich in meine deutsche Sprachspiele hinein schaue, hab ich schon als Kind gelernt, jemandem zu sagen, wenn ich ihn liebe: "Ich kann dich ganz gut leiden". Was ist, wenn die Fähigkeit zum Leiden abhanden kommt, wie soll man dann lieben? Vielleicht hat Winfried Wieck in seinem Männerbuch deswegen so ins Schwarze getroffen, wenn er sagt – und das ist durch unsere deutsche Männerstudie gut abgedeckt –, dass wir Männer uns mit dem Leiden schwertun, mit dem Schwachsein, dem Sterben, dem Tod schwertun. Deshalb auch gab er seinem Buch den Titel "Männer lassen lieben". Das heißt, sie

delegieren ihre Liebe unentwegt auf die Mütter, die eigene Mutter oder die Ehefrau, das ist eigentlich ziemlich gleich. Der Verlust der Fähigkeit zu leiden ist in meinen Augen ein massiver Substanzverlust an Tiefe des Lebens. Wenn ich den Tod nicht kenne, wie soll das Leben noch interessant sein? Wenn ich die Nacht nicht kenne wie den Tag? Daraus spüren Sie, dass das ganze Leben erst aus der Polarität in Spannung und Aufruhr gerät. Auch beim chinesischen Ying Yang findet man diese Spannung, die das Leben spannend macht. Ein leidfreies Leben ist ein langweiliges Leben. So ist die völlige Beseitigung des Leidens eigentlich eine Beseitigung der Liebe. Wenn Leute auch in der Beratung am zerbrochenen Glück nicht leiden, haben sie nie geliebt. Der Preis der Liebe ist die leidvolle Trauer, sonst war keine Liebe vorhanden. Das ist vielleicht ein guter Trost für diejenigen, die am Verlust leiden.

Das ist die eine Seite. Wir wollen optimal leidfreies Glück. Das ist alt, das ist nicht neu. Vielleicht ist das "leidfrei" neu: Aber das optimale Glück ist auch christlich gut. Hüten Sie sich vor den Menschen, die nicht glücklich sein wollen, die alles, was nach Glück riecht und schmeckt, nach Genießen riecht und schmeckt, verteufeln und abtöten. Abtöten sollten wir, was den Tod bringt, aber nicht das Leben.

Die andere Seite aber und auch das ist nicht ganz neu, ist, dass wir das maßlose Glück suchen. Glück hat einen Terror der Maßlosigkeit in sich. Aber wir sagen heute, 90 Jahre haben wir Zeit zum Glücklichwerden, und die Jugendkultur ist noch unbarmherziger. Ich sag das plakativ; wir wollen alles und zwar subito. Was passiert mit den Menschen in einer Kultur, in der ein Mensch nicht mehr die Kraft und die Gnade hat, über den Tod hinaus zu hoffen.

Noch einmal Ostdeutschland. Wir haben eine ganz neue Studie erstellt. Wer interessiert ist am Osten, muss das Buch von Tomka lesen, ich bin

nur nebenbei zweiter Autor. Tomka, Religionstheologe von Budapest, "Religion in den Reformländern Ost-Mittel-Europas". Es war ein Riesenprojekt in zehn Ländern, von Litauen bis Kroatien. Sie haben in den ehemaligen DDR-Gebieten etwa sechs bis sieben Prozent Menschen, die über den Tod hinaus hoffen können. Das ist eine rein brutal diesseitige Kultur und wir werden noch erleben, was uns das kulturpolitisch bescheren wird. Solange es nur um die Wirtschaft geht, ist das relativ gut kompatibel, aber wenn wir um kulturpolitische Fragen ringen werden, wird es spannend.

Vom vergeblichen Versuch, den Himmel auf Erden zu erzwingen

Was ist die Folge dieser Diesseitigkeit, fragt Marianne Gronemeyer?

Ich nenne nur ein paar Stichworte damit sie selbst eine kleine Checkliste haben.

Als erstes sagt Gronemeyer: "Es wird schneller", Beschleunigung total. Im Untertitel des Buches sagt sie "Zeitknappheit", Zeit ist knapp. Alles läuft immer schneller und zwar gerade in den Bereichen, die wir auch heute noch zur Verfügung haben, um sie zu bespielen, nämlich Liebe, Arbeit und Amusement. Dass diese Analyse stimmen könnte, bestätigt ein Blick in die Ratgeberliteratur. Wer heute in die Beraterecke in den Buchhandlungen geht es sind die bestbesuchten Ecken - der findet vielfältige Aufforderungen zur Entschleunigung und das Lob der Langsamkeit. Wir haben das Gefühl, es geht immer alles schneller, in Liebe, Arbeit und Amusement. Machen Sie für ihren Bereich eine Gegenprobe! Könnte es nicht sein, dass die Menschen gar nicht so unmoralisch sind, wie wir Katholiken sie gerne hätten? Dass sie sich

nämlich nicht aus Unmoral trennen und scheiden lassen? Könnte die Ursache nicht sein, dass sie das maßlose Glück in knapper Zeit wollen? Das ist plausibel. Dann werden wir nämlich auch verstehen, dass wir mit einer noch so religiös aufgerüsteten Beratung nicht in der Lage sind, jemand davon abzuhalten, zu übersiedeln, wenn nach der Verlangweilung des eigenen Liebesprojekts sich nun plötzlich eine neue Hochzeit offeriert. Mir ist in den letzten Jahren in vielen Gesprächen nie geglückt, zu vermitteln: Mach doch was aus deiner bisherigen Ehe, intensiviere sie, vertief sie, gestalt sie um, nütz die Chance, bleib im Ring, box weiter.

Nein, die Leute gehen raus. Die konsekutive Polygamie ist der Normalfall Europas geworden und ich habe den Verdacht, nicht aus Unmoral, sondern aus Unvermögen. Wir sind Getriebene, in Liebe, Arbeit und Amusement.

Was weiter interessant ist: für die verschiedensten Beratungsbereiche in der Buchhandlung finden sich Ratgeberbücher, die alle aufhören “wie zu Tode”. Wir arbeiten uns noch zu Tode, geschrieben für evangelische Pastoren in Amerika. Oder, wir amüsieren uns zu Tode, Neil Postmann, für den medialen Bereich des Amusements. Ein wichtiges Buch hat das zwar einen anderen Titel, spricht aber die Sache deutlich aus: Jürg Willi, “Koevolution – die Kunst gemeinsamen Wachsens”. Einer der besten Beziehungstherapeuten behauptet hier aufgrund seiner langjährigen Praxis, dass häufig die Liebe an religiöser Überforderung stirbt. Das ist der springende Punkt. Was passiert eigentlich in unserer Kultur, in der Leben die letzte Gelegenheit ist? Dazu möchte ich noch mal sehr hartnäckig die Theologie bemühen.

Gottes Sehnsucht – der Mensch

Ich möchte davon ausgehen, was an sich in der christlichen Anthropologie

eine Banalität ist, dass wir unser Leben einem Gott verdanken, der Sehnsucht hat nach dem Menschen und dass deswegen im Menschen eine unausrottbare Sehnsucht nach Gott wohnt. Die kürzeste Lesehilfe für mich ist mein Lieblingspsalm 63 oder 62, je nach Zählung: "Gott du mein Gott dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir, nach dir verlangt mein Leib wie dürres und lechzenden Land ohne Wasser ...". Es lohnt sich, diesen Psalm zu meditieren das, bis man es inwendig kann: Das ist der Mensch. Ich glaube, der Mensch hat irgendwie eine Ahnung, dass die Rechnungen immer offen bleiben, wie Karl Rahner schrieb, dass wir immer noch mehr aus sind, als stattfindet. Das ist Gottes hinterhältige Art, sich charmant bei uns in Erinnerung zu halten. Den Menschen verstehe ich erst, wenn ich lerne, seine unzerstörbare Himmels- oder Gottesehnsucht zu verstehen. Religion ist dabei immer was Gelassenes und Tänzerisches, wenn sie tierisch ernst und verbiestert wird, hört sie auf, gut zu sein. Heinrich Böll sagte am Ende seines Lebens: "Die Welt ist immer eine Nummer zu klein für mich". Das ist die Erfahrung eines Menschen, der in vollen Zügen gelebt hat, also nicht eines Lebensflüchters, eines Frustrierten. Jeder, der gelebt hat, wird sagen, eine Nummer zu klein. Wenn Sie wirklich konsequent und stark sind, dann werden Sie sagen: "Auch der Mensch, den ich liebe, ist immer eine Nummer zu klein".

Aber unsere Kultur ist zwar inwendig hoch aufgerüstet mit dieser Gottesehnsucht, kann sie aber nicht mehr benennen. Sie ist religiös analphabetisch geworden und kann diese Dynamik nicht mehr an Gott festmachen. Was Jürg Willi den Paaren raten würde: bindet diese maßlose Dynamik in der Religion und dann kriegt der andere eine Chance, neben dir Mensch zu sein, geliebt zu werden in seiner Brüchigkeit. Er bekommt eine Chance auf Vergebung, er wird nicht ausgebeutet als ob der dein

Gott wäre. Was ist in einer Kultur, die das nicht kann, und ich betone, in einer Theologie der heutigen Welt? Sie ist verurteilt, den Himmel, der über ihr verschlossen ist, auf Erden zu erzwingen. Und wieder haben sie nur drei Orte, wo Sie das können, in Liebe, Arbeit, Amusement. Und all unsere misslingenden Versuche können fast unter die Überschrift gesetzt werden: “Vom vergeblichen Versuch, den Himmel auf Erden zu erzwingen”.

Was geschieht in der kirchlichen Ehevorbereitung mit den Paaren? Wir zwingen da Religiöses hinein und religiösen Zuckerguss drüber. Eigentlich müssten wir versuchen, das Religiöse aus der Liebe rauszunötigen, herausbefreien, ihm einen eigenen Raum und Ort geben, damit der andere die Chance hat, ein Mensch zu sein. Damit die zwischenmenschliche Liebe nicht überfrachtet wird. “Die wichtigste Tugend der Liebe ist das Erbarmen. In ihm vergebe ich dem anderen, dass er mein Gott nicht sein kann.” So schrieb der Jesuit Roman Bleistein in seinem Herder-Taschenbuch “Die jungen Menschen und die alte Kirche”.

Ehethologisch kenne ich keinen besseren Satz als diesen. Die wichtigste Tugend der Liebe ist das Erbarmen, in ihm vergebe ich dem anderen, dass er mein Gott nicht sein kann.

Dr. Dorothee König, Freiburg

Meine Herren und Damen,

ich lade Sie zu einer Zeitreise in die europäische Vergangenheit ein. Mein Thema lautet: “Geschichte von Liebe und Ehe im mittelalterlichen Europa.”

Im Goethejahr liegt es nahe, mit einem Gedicht von Goethe zu beginnen, auch wenn hier in Paderborn gerade ein anderes Jubiläum im Vordergrund steht.

Sie kennen alle dieses Gedicht. Es heisst “Willkommen und Abschied” und beschreibt, wie der 22jährige Student von seiner Freundin Abschied nimmt. In der letzten Strophe heisst es:

“Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!

In deinen Küssen, welche Liebe,

O welche Wonne, welcher Schmerz!

Du gingst, ich stund und sah zu Erden,

Und sah dir nach mit nassem Blick;

Und doch, welch Glück! Geliebt zu werden,

Und lieben, Götter, welch ein Glück.”

Goethe ist der erste Autor, der moderne Individualität verkörpert im Gegensatz zu der vorher mehr kollektiven Art zu empfinden. “Lieben können” ist für ihn höchstes Glück und dies empfand Goethe sein Leben lang. Immer wieder drückte er es in neuen Gedichten aus und beschrieb die Liebe mit Metaphern wie “Glück ohne Ruh”, “Krone

des Lebens”. “Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt”. “Glücklich allein ist die Seele die liebt”.

Liebe war für Goethe Ziel aller Sehnsucht und Leiden zugleich. Gerade diese Mischung hat ihn in höchstem Maß fasziniert. Und so wollen wir die Liebe zwei Jahrhunderte nach ihm auch erleben, als starkes Gefühl, das uns aus dem Trott des Alltags herauslöst, uns neue Lebensfreude und die gekannte Energie beschert. So wie es in unzähligen Liedern besungen wird: “Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben.”

Eigentlich ist dies doch eine Selbstverständlichkeit: Menschen verlieben sich, fühlen sich erotisch voneinander angezogen, bleiben zusammen und heiraten vielleicht. Gab es das nicht schon immer und zu allen Zeiten?

Zweifellos hat es schon immer sexuelle Anziehung zwischen den Geschlechtern gegeben, denn sonst wäre der Fortbestand der Menschheit nicht gewährleistet gewesen. Auch freundschaftliche und liebevolle Empfindungen zwischen Männern und Frauen waren nicht selten.

Gab es also dieses starke Gefühl, das Frauen und Männer zusammenführt, diese brennende Leidenschaft der Liebe nicht schon immer? Und führte dieses Gefühl im glücklichen Fall zur Ehe, zur lebenslänglichen Verbindung zwischen Mann und Frau? Um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen: Durchaus nicht. Dieses existentielle Erleben der Liebe, das uns mitunter den Boden unter den Füßen wegzuziehen scheint, wenn wir es erleben dürfen, ist ohne die europäische Kultur nicht denkbar und nicht verständlich.

Nun werden Sie vielleicht sagen: Aber es gibt doch viele Beispiele für

Liebe aus früheren Zeiten und anderen Kulturen. Schon in der Bibel steht die Geschichte von Jakob, der Rahel am Brunnen traf und von ihr so ergriffen war, dass er sieben Jahre diente, um sie zur Frau zu bekommen und dann noch einmal sieben Jahre, als sein Schwiegervater ihm zunächst die ältere Schwester Lea ins Brautgemach schickte (Gen 29).

Gerade hier zeigt sich der Unterschied zu unserem Verständnis von Liebe: Jakob hat Lea nicht weg geschickt, sondern er hat mit ihr Kinder gezeugt, auf die er stolz war und er hat auch mit den Mägden seiner Frauen Kinder gezeugt. Er hat sich eingefügt in die Tradition seiner Zeit. Wohl hat er nicht auf Rahel verzichtet und er hat sie mehr geliebt als seine anderen Frauen. Auch Rahel hat die Situation akzeptiert und sich in die Rolle der zweiten Frau gefunden. Nach europäischem Geschmack hätten vielleicht beide miteinander fliehen müssen, um ihre Liebe ausschließlich leben zu können, doch das war weder für Jakob noch für Rahel denkbar.

Die Liebe ist also erst später erfunden worden. Sie gehört ins europäische Mittelalter und wir wissen genau, wann und wo sie entstanden ist. Ich werde später darauf zurück kommen.

Wir können uns kaum vorstellen, dass solche tiefgreifenden Erlebnisweisen und Gefühle wie die Liebe, die wir als Grundlage unseres Menschseins ansehen, von gesellschaftlichen Faktoren beeinflusst werden wie politische Strömungen oder wirtschaftliche Entwicklungen. Soziologen wie Philippe Ariès, Niklas Luhmann, Jack Goody konnten nachweisen, dass die Veränderungen gesellschaftlicher Art viel tiefer sind, als wir glauben.

Wir wissen alle, dass es Moden gibt, die sich verändern. Damit meine ich nicht nur den steten Wechsel der Damen- oder Herrenmode in

jeder neuen Saison, sondern viele Bereiche des Lebens, die im Wandel begriffen sind.

Immer wieder erleben wir, dass das, was wir einmal schön fanden, unserer kritischen Einstellung nicht mehr standhalten kann. Wenn wir früher die Musik der Beatles bevorzugten, wollen wir heute vielleicht lieber klassische Musik hören oder umgekehrt. Dies gilt für die gesamte Gesellschaft. Der Schönheitsbegriff ist dauerndem Wandel unterworfen.

Das Abstimmen sinnlicher Erfahrungen auf etwas Neues, die Einordnung von Assoziationen, von Bildqualitäten, Betrachtungsweisen und psychologischen Einstellungen ist uns manchmal sogar bewusst und zugänglich. Dann wissen Wir: Das ist der neue Trend, das ist jetzt "schön".

Musikliebhaber waren z.B. vor 20 Jahre beeindruckt, wenn Karajan eine Symphonie ganz nach seiner Weise dirigierte. Heute finden eher Orchester und Dirigenten Zustimmung, die die historische Aufführungspraxis zu ihrem Ziel erklärt haben, weil darin die Musik in ihrer Ursprünglichkeit deutlicher wird. Ähnliches gilt für Theater, bildende Kunst oder auch für banalere Bereiche des täglichen Lebens: Auch hier haben sich Geschmack und Einstellung sehr verändert, wie z.B. bei den Essgewohnheiten.

Noch etwas hat mit der Veränderung der kultur- oder zivilisationsbedingten Wahrnehmungs- und Wertungsperspektiven zu tun. Wir betrachten und fühlen aus Seh- und Denkgewohnheiten unserer Zeit heraus. Weil wir eingebunden sind in die Gesellschaft und dort unseren bestimmten Platz haben, bekommen wir blinde Flecken auf der Netzhaut

unserer Gefühle und nehmen vieles am Rand nicht mehr wahr. Wenn wir aber eine neue Erfahrung gemacht haben, meldet sich sofort die Vorstellung: Das hätten wir doch auch schon früher so sehen können, ja sehen müssen. Das kann doch eigentlich gar nicht anders sein als so. Mit diesen Reaktionen beruhigen wir uns selbst und schützen uns vor bedrohlichen Veränderungen.

Die Soziologen haben uns in den letzte Jahren gezeigt, dass so gut wie alle unsere Normen und Wertmaßstäbe von gesellschaftlichen Kriterien beeinflusst sind. Familie, Kindheit, Religion und Tod verändern sich ständig – und natürlich auch Liebe und Ehe. Wir aber wollen nicht, dass sich das Leben verändert, weil uns Veränderung auch immer ängstlich und unsicher macht. Darum kultivieren wir die Vorstellung, dass es so, wie es ist – wenn auch nicht schon immer, dann aber doch schon sehr lange – war und auch in Zukunft so bleiben wird. Dabei brauchen wir nur die historischen Fakten zu betrachten, um uns klarzumachen, dass “nur der Wandel beständig ist”, wie es die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim formuliert.

Bleiben wir bei unseren Themen Liebe und Ehe und schauen zurück auf unsere christlich geprägte europäische Tradition. Am Anfang dieser Tradition steht Jesus selbst. Er hat nicht viel zu Liebe und Ehe gesagt, weil es ihm vor alle um die Verkündigung des Gottesreiches ging. Das NT kennt darum auch keine eigentliche Ehelehre. Man kann aber sagen, dass Jesus positiv zur Ehe stand, dass er sie nicht ablehnt. Die Verbundenheit der Partner durch Gott wird für ihn Grund für die Unauflöslichkeit der Ehe. Es wird in den Worten Jesu deutlich, dass er eine andere Position vertritt, als es die gängige jüdische Praxis war:

Jesus verbietet die im Judentum durchaus übliche Ehescheidung, was im Matthäus-Evangelium dann aber wieder durch die sog. Unzuchtsklausel relativiert wird (Mt 5,32).

Ehebruch lehnt Jesus schon in der Vorstellung ab, doch die Ehebrecherin im Johannes - Evangelium wird von ihm nicht verurteilt. Er fordert sie aber auf, nicht mehr zu sündigen, d.h. einen anderen Weg zu gehen.

Paulus hat aufgrund der Endzeit-Erwartung und seiner eigenen asketischen Überzeugung die Ehelosigkeit gefordert von jedem, der dazu in der Lage war. Er hielt sie besser als die Ehe, weil so der Dienst für Christus an erster Stelle im Leben des Christen stehen kann (1 Kor 7,32-35).

Im 2. und 3. Jh. haben die Kirchenväter diese Auffassung erheblich verstärkt. Ehelosigkeit galt als besonders erstrebenswert. Heiratete man trotzdem, so sollte es in jedem Fall bei einer Ehe bleiben. Nicht nur Scheidung war verpönt, sondern auch die Wiederverheiratung nach dem Tod eines Gatten.

Der Kirchenvater Tertullian richtete gegen Ende des 2. Jhs. seine Schrift "Über die Aufforderung zur Keuschheit" an einen Mitbruder in der Gemeinde von Karthago, dessen Frau gestorben war und der sich nun anschickte, wieder zu heiraten. Tertullian schreibt:

"Es ist das Beste für den Menschen, kein Weib zu berühren... Zeige dich dankbar, wenn Gott dir das Heiraten einmal nachgesehen hat. Es genügt dir noch nicht, von der obersten Stufe der unbefleckten Jungfrauenschaft durch deine Heirat auf die 2. Stufe zurück gefallen zu sein, sondern du sinkst... noch tiefer herab. Heiraten wir doch alle Tage, dann können wir leicht heiratend vom letzten Tag überrascht werden wie Sodom und Gomorrha... Entsagen wir den fleischlichen Dingen, um endlich

einmal geistige Früchte zu bringen!” (Tertullian, Über die Aufforderung zur Keuschheit 9).

Tertullian vertrat eine in der Theologie des 2. bis 4. Jhs. gängige Meinung: Die Ehe war nur ein Entgegenkommen der menschlichen Schwachheit gegenüber. Eigentlich erstrebenswert war nur das jungfräuliche Leben. Die Kirchenväter dieser Zeit sangen fast alle einstimmig das Lob auf die Jungfräulichkeit. Besonders Hieronymus warb für das Leben als Mönch oder als Jungfrau. In seiner Schrift “Gegen Iovinian” fordert er dazu auf, nicht zu heiraten. Eine verheiratete Frau könne im Himmelreich für alle ihre guten Werke nur den dreißigfachen Lohn empfangen, während die Witwe den sechzigfachen und die Jungfrau dafür sogar den hundertfachen Lohn erhalte. Bei diesen Aussichten war es nicht überraschend, dass die asketische Bewegung viele Anhänger hatte.

Der Stand der Jungfrauen allein mache es möglich, die Verfluchung Evas durch den Sündenfall zu überwinden, führt Hieronymus weiter an. Er verweist auf das immer wieder angewandte Deutungsmuster Eva und Maria. Tatsächlich legten die Theologen der frühen Kirche die biblische Erzählung vom Sündenfall zu Ungunsten von Eva aus.

Sie (und damit auch die Frau überhaupt) galt als Verführerin zur Sünde, die Tod und Verderben auf die Menschheit gebracht hat. In der Jungfrau Maria oder deren Nachahmerinnen, den gottgeweihten Jungfrauen, wird die Sünde Evas überwunden.

Aus dieser distanzierten Haltung der frühen Kirche der Ehe gegenüber entstanden die sog. Ehehindernisse, die die frühchristlichen Synoden und Konzilien verkündeten. Die Bischöfe übernahmen diese Einschränkungen der Ehe teilweise aus dem jüdischen oder römischen Recht, teilweise

stellten sie selbst Ehehindernisse auf. Besonders vehement kämpfte die Kirche gegen die Ehe unter Verwandten. Im 6. Jhd. wurde die Ehe unter Verwandten 3. Grades, d.h. unter denjenigen, die dieselbe Urgroßmutter haben, verboten. Später wurde das Hindernis der Blutsverwandtschaft so weit ausgedehnt, dass es sich bis zum 7. Grad der Seitenlinie erstreckte, also auf 7 Generationen. Erst das 4. Laterankonzil reduzierte 1215 das Ehehindernis auf den 4. Grad. Ähnlich verhielt es sich mit den übrigen Hindernissen. Die Heirat zwischen Schwager und Schwägerin war in derselben Ausdehnung verboten. Schon 393 war die Ehe zwischen Witwen und den Brüdern ihres Mannes verboten worden. Ein Witwer durfte ebenfalls nicht die Schwester seiner verstorbenen Frau heiraten. Auch bei geistlicher Verwandtschaft (Taufpate und Täufling) durfte keine Ehe geschlossen werden oder bei Impotenz des Mannes. Später kamen noch weitere Hindernisse hinzu. Ein entscheidendes Ehehindernis war natürlich die bestehende Ehe.

Die Mission der germanischen Völker und deren Eingliederung in die Kirche brachte Veränderungen. Die frühmittelalterliche Gesellschaft in Europa erkannte das Gebot der christlichen Ehe nur zögernd an. Der Adel suchte Rückhalt in der Sippe. Die rechtliche Fixierung der Ehe war nur notwendig, wenn sie über die Sippengrenzen hinausging. Hier kannten die Germanen die sog. Munt-Ehe (Munt = Herrschaft) durch den Vertrag zwischen zwei Sippen. Der Mann gewann durch Heirat die Munt, d.h. die Herrschaft über seine Frau. Der Bräutigam hatte dafür den Muntschatz (Wittum) zu entrichten. Es gab einen Verlobungsvertrag, den der Brautbewerber mit dem Vater oder den männlichen Verwandten der Braut abschloss. Die Zustimmung der Braut wurde als selbstverständlich vorausgesetzt. Dann folgte die feierliche Eheschließung: Der Brautvater

übergab seine Tochter dem Bräutigam, der sie heimführte. Es folgte das Beilager. Am Morgen nach der Brautnacht bekam die junge Frau die Morgengabe von ihrem Mann. Nun war sie Hausherrin in seinem Haus.

Neben der Munt-Ehe kannte man im Frühmittelalter die sog. Friedelehe. Sie kam zustande durch den Konsens von Mann und Frau ohne Munt. Trotzdem erhielt die Frau eine Morgengabe von ihrem Mann als Preis für ihre Jungfräulichkeit.

Eine Friedelehe kam häufig zustande, wenn Mann und Frau nicht vom gleichen Stand waren. Es konnte sich um einen Mann von niederem Stand handeln, der einheiraten wollte oder um einen Mann, der eine Frau entführt hatte und deshalb mit ihr keine Munt-Ehe eingehen konnte. Eine Friedel-Ehe konnte auch eine Neben-Ehe sein von einem bereits verheirateten Mann. Die Friedel-Ehe war eine Eheform 2. Ranges. Kinder, die aus Friedel-Ehen stammten, hatten geringere Erbensprüche als die Kinder aus der Munt-Ehe. Darum verheiratete Karl der Große auch seine Töchter nicht offiziell. Er wollte nicht die möglichen Anwärter auf seinen Thron vermehren. Statt dessen gab er seine Töchter in Friedelehen. Auch Karl selbst hatte eine Friedelfrau. Der Sohn von ihr, Pippin, wurde bei der Erbfolge nicht berücksichtigt, sondern in ein Kloster gesteckt.

Eine andere Form der Neben-Ehe war die Kebs-Ehe, die entstand, wenn ein freier Mann eine unfreie Frau heiratete. Es war eine polygame Eheform, die die Kirche heftig bekämpfte. Daneben gab es auch das Konkubinat als von der Gesellschaft akzeptierte Lebensform. Diese Praxis schützte oft die Familieninteressen, denn Konkubinen konnten wieder verstoßen werden und durften – ebenso wie ihre Kinder – keine

Erbansprüche stellen. Für die Kirche war das Konkubinat nicht tragbar. Sie lehnte es ab.

Die Kirche nahm die Munt-Ehe als Grundlage der christlichen Ehe an, wollte aber das Konsens-Prinzip durchsetzen, nach dem beide Ehegatten die Zustimmung zur Ehe geben sollten. Es ging darum, die polygame Ehe zu verdrängen. Scheidung wurde erst erschwert und dann verboten.

Bei der Synode von Paris im Jahr 829 unter Ludwig dem Frommen, dem Sohn und Nachfolger Karls d. Gr. formulierten die Bischöfe ein Memorandum mit den wichtigsten Merkmalen zur christlichen Ehe:

Die Ehe ist von Gott eingerichtet.

Die Ehe besteht um der Kinder willen.

Bis zur Hochzeit müssen Braut und Bräutigam jungfräulich leben.

Wer schon eine Frau hat, darf kein Keksweib haben.

Da Frauen schwächer sind als Männer, müssen die Männer ihnen Ehre zuteil werden lassen.

Geschlechtsverkehr in der Ehe darf nur der Zeugung dienen.

Während einer Schwangerschaft darf kein Geschlechtsverkehr stattfinden.

Eine Ehefrau darf nicht entlassen werden, ausser wegen Unzucht der Frau.

Wer seine Gattin entlässt, ist ein Ehebrecher.

Inzest soll in jeder Hinsicht gemieden werden.

Das Ziel des Synodenbeschlusses war insgesamt die Monogamie und die Unterdrückung der Lust in der Ehe. Mit Liebe hatte das auch alles wenig zu tun. Es ging den Familien um ihren Besitz, der erhalten und

vermehrt werden sollte. Die Ehe war die Institution, durch die legitime Erben erzeugt wurden. Bevor sich die christliche Vorstellung von der Ehe durchsetzte, wurden Ehen in der Verwandtschaft bevorzugt. Motive dafür war die Stärkung des patriarchalen Systems und die Wahrung des Besitzstandes der Familie, der nichts durch Mitgift oder Erbschaft verloren ging. Doch die Priester mischten sich immer mehr in das Hochzeitszeremoniell ein, um die Hochzeit zu sakralisieren. Das 9. Jh. war hier der entscheidende Wendepunkt. Nun begann die Kooperation von weltlicher und geistlicher Macht im Karolingerreich. Die wichtigste Veränderung der europäischen Ehe hat sich in dieser Zeit vollzogen.

Im Adel bestand die Tendenz, möglichst alle Töchter zu verheiraten, weil sie so eine Mitgift erhielten und vom eigentlichen Erbe ausgeschlossen wurden. Von den Söhnen durfte nur der Älteste heiraten. Ihm fiel später das ungeteilte Erbe zu. Jüngere Brüder wurden mit einträglichen Klerikerpfründen ausgestattet, die ihnen ein sorgloses Leben garantieren. Ansonsten konnten sie nur als Ritter umherziehen und dem einen oder anderen Herrn dienen. Zu einer Ehe kamen sie nur, wenn sie irgendwo einheiraten konnten, d.h. wenn sie eine reiche Erbin oder eine begüterte Witwe fanden, deren männliche Verwandte der Ehe zustimmten.

Durch das Ehehindernis der Blutsverwandtschaft war es für einen Mann, der heiraten durfte, nicht mehr möglich, seine Braut aus dem Verwandtschaftskreis zu wählen. Adelige junge Männer mussten nun weit weggehen, um eine Frau zu suchen. Prestigebewusste Sippen versuchten, ihre ältesten Söhne mit höher gestellten Frauen zu verheiraten, um die eigene Familie aufzuwerten.

Kam es zu einem Verlobungsvertrag und zur Übergabe der Braut,

brachten sie eine Fremde mit nach Hause. Meist waren die Eltern des Bräutigams noch am Leben und führten die Herrschaft im Haus. Die junge Frau hatte dann wenig zum Lachen. Man begegnete ihr mit Misstrauen und oft auch mit Ablehnung. Sie selbst war in der Regel nicht gefragt worden, ob sie diese Ehe eingehen wollte, obwohl die Kirche den Konsens der Braut verlangte. Wenn ein Mädchen aber den nicht akzeptieren wollte, den der Vater für es ausgesucht hatte, galt es als widerspenstig. Außerdem fanden Hochzeiten früh statt: Mit 12 Jahren heirateten viele Mädchen ältere Männer oder Jünglinge, die kaum älter waren als sie selbst. Da möglichst alle Töchter verheiratet werden sollten, aber nur wenige junge Männer heirateten, überstieg das Angebot an Frauen auf dem Heiratsmarkt bei weitem die Nachfrage. Die Chancen der Söhne, eine gute Partie zu machen, war daher ziemlich groß. Meist entstammte die Ehefrau einem reicheren und edleren Haus als der Ehemann.

Frauen erging es in der Ehe oft schlecht. Es gibt in der mittelalterlichen Literatur einige Beispiele von unglücklichen Frauen. Von seiten der Priester wurden sie ermutigt, in der Ehe auszuhalten. Gefühle waren nicht gefragt. Da die gesellschaftliche Ordnung auf der Ehe gründet, ist sie eine Institution. Sie darf nicht auf Leidenschaft und Lust beruhen, sondern allein Ernsthaftigkeit schickt sich für die Ehe. Es geht um Verpflichtung und Schuldigkeit.

An der väterlichen Gewalt über ihre Kinder hatte selbst die adelige Frau keinen Anteil. Allein der Vater durfte über die Kinder entscheiden. Ebenso wenig Einfluss hatte die Frau auf die Verwaltung ihres Vermögens. Die Morgengabe, d.h. das Geschenk ihres Mannes an sie und auch die Mitgift von den Eltern blieben Bestandteil des Vermögens ihres Mannes.

Die Frau durfte vor Gericht weder anklagen noch als Zeugin auftreten. Der Mann war das Haupt der Frau. Ehebruch konnte eigentlich nur die Frau begehen, doch die Kirche dehnte diesen Begriff auch auf den Mann aus. So etwas wie soziale und rechtliche Emanzipation konnten die Frauen auch bei Hof nicht erlangen, sondern eigentlich nur im Kloster. Viele Mädchen kamen schon als Kind ins Kloster und wuchsen dort auf wie z.B. die hl. Hildegard. Für viele Mädchen war der Eintritt ins Kloster angenehmer als die Heirat mit einem Mann, den sie nicht mochten.

Die meisten Menschen im Mittelalter gehörten zur einfachen bäuerlichen Bevölkerung und lebten auf dem Land. Lehmhäuser mit einem offenen Herd in der Mitte dienten ihnen als Behausung. Hier war es verhältnismäßig einfach, die kirchliche Ehelehre durchzusetzen. Die adeligen Grundherrn mussten bei einer Heirat zustimmen. Sie unterstützten hier die Kirche aber gern, denn durch Heirat wurde das Band zwischen Grundherrn und Bauern enger geknüpft. Es wurden Abgaben gefordert und die Frauen mussten auch Frondienste leisten auf den Herrenhöfen. Wurden Kinder geboren, so waren sie genauso abhängig wie ihre Eltern. Die Rechtsstellung der Bäuerin war schwach. Sie stand unter der Munt ihres Mannes, der ihr gegenüber wie bei den Kindern das Züchtigungsrecht hatte. Viele Geburten und eine hohe Kindersterblichkeit schränkten das Leben der Frauen zusätzlich ein.

In Herrscher- und Fürstenhäusern erfolgten Eheschließungen nach dynastischen Gesichtspunkten. Heiratsprojekte konnten politisch von großer Tragweite sein. Darum wurden sie sorgsam vorbereitet. Änderten sich die politischen Konstellationen, wurde mitunter die Annullierung

der Ehe beantragt. Dies war insofern nicht schwierig, da der europäische Hochadel in vielfacher Weise miteinander verwandt oder verschwägert war. Tauchte der Wunsch nach Annullierung auf, hielt man sich an das Ehehindernis der Blutsverwandtschaft bis ins 7. Glied und dagegen verstieß dann fast jede Ehe. Das höfische Leben in Europa hatte sich seit dem frühen Mittelalter enorm entwickelt.

Während sich die Karolinger noch schwer damit taten, zu lesen oder zu schreiben, weil sich dies mit der Kriegerkultur scheinbar nicht vertrug, waren nun die Fürsten- und Königshöfe auch literarisch interessiert. Im 12. Jd. wurde die "Minne" zum zentralen Thema in der Lyrik und Epik. Und damit wären wir nun bei der Liebe.

Obwohl der Minnegesang eingebettet war in die höfische Kultur Europas, war die Minne doch etwas ganz Neues. Liebe wurde von 1170 bis in unsere Tage hinein zum bestimmenden Thema, das in vielfältiger Weise literarisch gestaltet wird. Dabei ist sie im 12. Jh. noch ebenso auf die Beziehung des Menschen zu Gott bezogen. Niemand weiß, warum gerade zu diesem Zeitpunkt die Menschen von einer heftigen Emotionalisierung erfasst wurden, die bis heute anhält.

Herzog Wilhelm IX. von Aquitanien soll einer der ersten gewesen sein, der mit seinen Troubadouren die Liebe in Versen besungen hat. Tatsächlich wird die älteste Liebesdichtung auf die Zeit um 1075 datiert. Begeistert nahm man die Troubadouren überall auf, gab ihre Lieder weiter und sammelte sie in prachtvollen Handschriften. Dadurch wurde die lyrische Dichtung rasch verbreitet und die Begeisterung für die Liebe entstand. Auch die Kirche hatte ihren Anteil an der Entstehung der Minne: Einerseits forderte sie, dass die Männer den schwächeren Frauen

ehrerbietig begegneten, andererseits wurde die Gottes- und Marienminne in den Klöstern sehr gepflegt.

Waren es zunächst die Troubadoure in Aquitanien, die den weltlichen Liebesgesang pflegten, so war die Liebe nun bald an allen Höfen das wichtigste Thema. Minne wurde als lebensbestimmende Kraft angesehen, die dem Menschen ein neues Selbstwertgefühl verleiht. Das entscheidend Neue ist die Hinwendung zu einem nicht austauschbaren Du, in diesem Fall der geliebten Frau. Zunächst war im höfischen Minnespiel die Gemahlin des Fürsten die Angebetete. Diese höfische Liebe war für Jünglinge und nicht für verheiratete Männer gedacht. Es ging um Erziehung, um das Erlernen höfischer und höflicher Umgangsformen. Die Jünglinge sollten durch die höfische Minne lernen, zu dienen und dienen war schließlich die Pflicht des Vasallen. Es wurde Unterwerfung und Selbstlosigkeit verlangt, Entsagung, denn diese Liebe zur Herrin konnte keine Erfüllung finden. Es gehörte zu den Regeln dieser Minnespiele, dass die Werbung nicht erhört wurde.

Vorbild dieser Liebesbeziehung war die Freundschaft unter Männern. Die jungen Männer wollten die Liebe ihres Fürsten gewinnen, indem sie seiner Frau dienten. Die "Liebenden" sind niemals auf einer Ebene, sondern sie sind getrennt durch ein soziales Gefälle. Durch die Minne selbst, die Liebe, kommen beide dann doch auf eine Ebene. Die Frau erfährt eine Aufwertung, die nicht ihrer realen und rechtlichen Situation entsprach. Wie wir sahen, hatte ja auch die hochgestellte Frau eigentlich nur wenig zu sagen. Nun wurde die Frau zur Seelenpartnerin des Mannes, der den Dienst an ihr zum Zentrum seines Lebens machte. Das Frauenbild der Minne ist überhöht, unnatürlich und vergeistigt,

in die Ferne entrückt. Die Frau wird damit zur Erzieherin des Mannes zu höfischer Vollkommenheit. Sie erfüllte eine Funktion, die der Selbstverwirklichung des Mannes dienen sollte, in dem Sinn wie Goethe es am Ende des Faust formuliert: “Das ewig Weibliche zieht und hinan.”

Walther von der Vogelweide setzt dem blutleeren höfischen Minnegesang die Minne entgegen, die auf Gegenseitigkeit der Liebeswerbung und Erhörung beruht. In seinem Gedicht “Unter den Linden” spricht die Frau von ihrer Begegnung mit dem Geliebten:

“Dass er bei mir lag,
Wüsst‘ es einer
(Gott verhüts), so schämt‘ ich mich.
Was er mit mir getan,
niemand niemals
erfahre das als er und ich
und ein kleines Vögelein:
Tandaradei,
das mag wohl verschwiegen sein.”
(ins Hochdeutsche übertragen von Christian Strich).

Hier wird die sexuelle Liebe nicht mehr ausgespart wie in der höfischen Liebe, sondern die gegenseitige Anziehung umfasst auch Sexualität. Die Liebe bleibt aber nicht darauf reduziert, sondern alle Seinsbereiche, an denen die geliebte Person teilhat, sind von der Minne durchdrungen. Im 12. Jh. war plötzlich ganz Europa ergriffen von dem Thema Liebe. Es entstanden lyrische und epische Dichtungen, die die Liebe

in den Mittelpunkt stellten. Aber es gibt auch historische Berichte über Liebespaare, die der romantischen Liebe verfallen waren. Ein Ausdrucksstarkes Zeugnis ist der Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise, während die Liebesgedichte, die Abälard verfasste, verloren sind.

Petrus Abälard (1079-1142) war ein überaus berühmter Theologe, der aufgrund seiner Theorien und seines Erfolges aber auch sehr angefeindet wurde. Er verliebte sich in Paris in die junge Heloise, die seine Schülerin und seine Geliebte wurde. Ihr strenger Oheim und Vormund Fulbert ließ daraufhin Abälard nachts überfallen. Seine Knechte entmannten den berühmten Theologen, der diesen Anschlag nur knapp überlegte. Er zog sich daraufhin ebenso wie Heloise in ein Kloster zurück. In ihrem Briefwechsel steht nun vor allem die Gottesminne im Vordergrund. Abälard sieht das ihm widerfahrene Unrecht nachträglich als gerechte Strafe Gottes an. Er schreibt in seinem 5. Brief an Heloise:

“Du weißt, welche Schamlosigkeit meine zügellose Begierde unsere Leiber preis gegeben hatte, so dass weder Schamgefühl noch Gottesfurcht selbst in den Tagen der Passion unseres Herrn und an den höchsten Festen mich vom Wälzen im Schmutz abhalten konnte... Denn so sehr kettete mich die Glut meiner Begierde an dich, dass ich jene elenden Genüsse, deren Namen uns schon erröten macht, Gott und mir selbst vorzog; es war so weit gekommen, dass die göttliche Milde mich offenbar nicht anders mehr retten konnte als dadurch, das sie mir diese Genüsse ohne irgendeine Hoffnung von Grund auf beschnitt. So bin ich vollkommen gerecht und milde, wenn auch durch den schämlichen Verrat deines Oheims, auf das ich in vielen Stücken wüchse, um denjenigen Teil meines Körpers verkürzt, welcher der Sitz der Lust war und die Ursache

meiner Begehrlichkeit. Es war also nur gerecht, dass das Glied getroffen wurde, das an mir das Ganze begangen hatte und dass es durch sein Leiden sühne, was es durch seine Freuden verschuldet hatte. Dies hat mich an Leib und Seele von aller Unreinheit abgeschnitten, in die ich versunken war, wie in einen Sumpf.“

Nicht alle Liebesbeziehungen im 12. Jd. endeten so schmerzhaft wie die Liebe zwischen Abälard und Heloise. Der Wunsch nach einer Liebesgemeinschaft zwischen Mann und Frau, die alle Bereiche des Lebens umfasste, wurde immer mehr allgemeine Vorstellung. Vor allem wollte man nun die Liebe zur Grundlage der Ehe machen. Wie wir bereits sahen, hatte die Beziehung der Ehegatten zueinander zuvor kein besonderes Gewicht, sondern allein die Familie stand im Vordergrund. Der Mann konnte in allen Bereichen über seine Frau bestimmen. Eine Liebesheirat setzte aber Gleichwertigkeit der Partner voraus. Zwar änderte sich nichts an der rechtlichen Stellung der Frau, als geliebte Ehefrau bekam sie nun doch eine andere Bedeutung.

Damit wurde im 12. Jh. das Paar gewissermaßen erfunden. Auf emotionaler Ebene bestand nun Gleichheit zwischen Man und Frau, auf rechtlicher Ebene nicht. Es sollte bis zu unserem Jahrhundert dauern, dass diese rechtliche Gleichheit hergestellt wurde. Für die Frau im Mittelalter bedeutete es trotzdem einen riesigen Fortschritt, dass sie als Partnerin ihres Ehemannes angesehen wurde, auch wenn das System patriarchalisch blieb bis hin in unsere Zeit.

Die Erfindung der Liebe hat Europa sehr verändert. Sehnsucht nach Liebe und Leid um das geliebte Wesen sowie der Wunsch nach Gegenseitigkeit kennzeichnen das hochmittelalterliche Liebesideal, das in der Dichtung fast immer von Männern formuliert wird. Dabei wird erstmals, wenn

auch nur in diesem Bereich, an eine Gleichstellung der Geschlechter gedacht.

Inhaltlich hat sich an den Wünschen und den Sehnsüchten nach Liebe bis heute nicht viel geändert. Die Medien zeigen uns hier ein breites Spektrum von Vorstellungen. Die Nachfrage nach Liedern, Filmen, Romanen und Zeitschriften, die sich um dieses Thema dreht, ist unvermindert groß.

Die Aufgabe unserer Zeit könnte es sein, die Bedingungen zu verbessern, damit Liebe in einer vertrauensvollen Atmosphäre auch leben und gelingen kann. Wir müssen nicht mehr mit Heiratsverboten leben, die noch im letzten Jahrhundert viele Menschen trafen. Auch sind die Voraussetzungen für eine partnerschaftliche Liebesehe nun wirklich gegeben, denn zumindest nach dem Gesetz sind Männer und Frauen heute gleichberechtigt. Das Paar hat heute gesellschaftlich alle Möglichkeiten, sich zu verwirklichen und seine Liebe (anders als Abälard und Heloise) auch zu leben. Hier ist Phantasie und Kreativität gefordert, damit der Alltag nicht die Leidenschaft auffrisst, wie es etwa Wilhelm Busch beschreibt:

“Die Liebe war nicht geringe.
Sie wurden ordentlich blass;
Sie sagten sich tausend Dinge
Und wusste noch immer was.

Sie mussten sich lange quälen,
doch schließlich kam's dazu,
dass sie sich konnten vermählen.
Jetzt haben die Seelen Ruh.

Bei eines Strumpfes Bereitung
Sitzt sie am Morgenhabit:
Er liest in der Kölnischen Zeitung
Und teilt ihr das Nötige mit.”

Mag sein, dass ein solches Eheleben bequem und gemütlich sein kann. Der Liebe und ihren Anforderungen lässt es wenig Spielraum. Vielleicht sollten wir uns hier doch von den Minnesängern im Mittelalter inspirieren lassen, für die die Liebe die Herausforderung ihres Lebens gewesen ist.